

MONICA
HEISEY



EINFACH
SUPER

ATLANTIK

ROMAN



A

Monica Heisey

**EINFACH
SUPER**

Roman

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

Atlantik

Das Motto ist unter dem Titel »Telemachos' Detachment«
in der Gedichtsammlung *Meadowlands* von Louise Glück 1996 bei
Ecco Press erschienen. Die Übersetzung stammt von Eva Bonné.

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Really Good, Actually bei William Morrow, einem Imprint
von HarperCollins Publishers, New York.

*Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg*

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 Rosemary's Baby Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung und Illustration: Vivian Bencs

© Hoffmann und Campe

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Berling LT Std

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01558-4


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

**Für Louise,
in Dankbarkeit**

Als ich ein Kind war und
das Leben meiner Eltern sah, weißt du
was ich dachte? Ich dachte
herzzerreißend. Heute denke ich
herzzerreißend, aber auch
verrückt. Und
sehr lustig.

Louise Glück, *Telemachos' Loslösung*

Meine Ehe ist gescheitert, weil ich herzlos war. Oder weil ich im Bett aß. Weil er elektronische Musik und anspruchsvolle Filme über Männer in der Wildnis mochte und ich nicht. Oder weil ich verunsichert war und deshalb Kontrolltendenzen entwickelte. Weil Rotwein mich überkritisch werden lässt, genauso wie Hunger, Stress und Weißwein. Weil ich auf Partys an ihm hing wie eine Klette. Weil er jeden Tag Gras rauchen wollte und ich seine Ansicht nicht teilte, es wäre »eigentlich dasselbe« wie meine zwei Becher Kaffee am Morgen. Weil wir uns zu jung kennengelernt hatten (wie sollte unser Zusammenleben Vorstellungen entsprechen, die wir als knapp Zwanzigjährige mit unglaublich straffen Körpern entwickelt hatten?). Oder vielleicht, weil wir es 2011 drei Monate lang mit einer offenen Beziehung versucht hatten (war okay, aber auch nicht toll). Oder weil er scharfe Sauce auf jedes Essen kippte, ohne es vorher zu probieren, selbst wenn ich Stunden damit zugebracht hatte, ein Rezept mit perfekt ausbalancierten Aromen nachzukochen, das ich erst lesen durfte, nachdem ich den langatmigen und detailreichen Urlaubsbericht irgendeiner Frau durchgescrollt hatte. Oder weil er einmal unseren Jahrestag vergessen hatte. Weil ich mich nicht um die Wäsche gekümmert habe, nie. Weil seine griechische Großfamilie mich nicht einmal dann als vollwertiges Mitglied akzeptierte, als ich das Lieblingsgedicht seiner Yiayia auswendig gelernt und auf ihrem Geburtstag vorgetragen hatte. Oder weil er einmal ins Bad kam und mich beim Kacken überraschte. Weil wir 2015 bei neun Hochzeiten eingeladen waren und deshalb

dachten, so eine Party wäre eine tolle Sache, auf der einem die Leute gratulieren, als habe man eine Meisterleistung vollbracht, und einem noch dreitausend Dollar schenken. Oder weil wir nach Paris geflogen sind und uns dort, statt uns neu zu verlieben oder wenigstens mal in den Arm zu nehmen, nur gestritten haben. Weil ich irgendwann aufhörte, mir unsere gemeinsamen Kinder vorzustellen. Weil er nie damit angefangen hatte. Weil ich manchmal unsicher und kleinlich war, oder weil er auf veganer Ernährung bestand und, sobald ich im Bett war, heimlich Pizza bestellte. Weil wir *Die Sopranos* zu Ende geschaut und danach nicht mit *The Wire* angefangen hatten. Weil ich kurz nach unserer ersten Begegnung einen anderen geküsst hatte und manchmal immer noch an ihn denken musste. Wegen seiner völlig unnötigen Streitlust und seiner leicht überheblichen Art. Oder weil ich ein Feigling war und mein erklärtes Jobziel *nicht*, den Staat »bewusst zu demontieren«. Weil ich mich über die Formulierung lustig machte und ihn fragte, wie seine aktuelle Werbekampagne für Burger King mit dem Sozialismus vereinbar sei. Weil er mich eine Fotze nannte und ich mich manchmal wie eine benahm. So oder so, es war vorbei.

Also, mehr oder weniger. Er war ausgezogen und hatte eine Spielkonsole, drei Akustikgitarren und (vorläufig) die Katze mitgenommen. Die Vorstellung, dass Jon jetzt in einem dunklen WG-Zimmer saß und Trennungslieder schrieb, erfüllte mich mit ebenso tiefer Verzweiflung wie unglaublicher Erleichterung – Verzweiflung, weil ich ihm diesen Schmerz zugefügt und ihn ins experimentelle Songwriting getrieben hatte, Erleichterung darüber, dass ich mir die Songs nicht anhören musste.

Nicht, dass ich ihm den Impuls verdenken konnte. An dem Morgen, als er ausgezogen war, hatte ich prompt ein Selfie gemacht, denn ich wollte »den Moment festhalten« und

bildete mir zudem ein, der entsetzliche Verlust würde eine hochkreative Phase einleiten. Vielleicht würde ich von nun an und für den Rest meines Lebens an jedem bedeutsamen Tag ein Foto von mir schießen und das ganze Konvolut pünktlich zu meinem achtzigsten Geburtstag in einer Ausstellung präsentieren: mein breites Kartoffelgesicht, wie es bei der Verleihung der Doktorwürde lächelt, bei der Beerdigung meiner Mutter weint und nachdenklich die erste von meinem Kind selbst zubereitete Speise kaut, dazu ein paar grenzüberschreitende Nahaufnahmen während des Orgasmus, um für größere Aufmerksamkeit zu sorgen, und so weiter. Aber dann machte ich das Foto, sah meine Tränensäcke und lud sofort FaceTune runter. Im echten Leben fühlten die dunklen Halbkreise sich richtig an. Wenn ich mich im Spiegel sah, dachte ich: *Das ist mal eine Achtundzwanzigjährige mit krasser Lebenserfahrung.* Doch auf den Fotos, das wurde mir schnell klar, wollte ich vor allem heiß aussehen.

Jon endgültig aus dem Haus zu haben, war eine Erleichterung, nicht weil ich mich ohne ihn besser oder ruhiger gefühlt hätte, sondern weil die zwei Wochen zwischen »Ich ziehe aus« und »Ich habe einen Transporter gemietet« die längsten und zähesten meines Lebens waren. Wir lebten einen absoluten Widerspruch: An einem Tag schlichen wir auf Zehenspitzen umeinander herum und redeten so befangen miteinander wie zwei neue Kollegen beim Betriebsausflug, am nächsten rutschen wir in die alten Gewohnheiten zurück, küssten uns zum Abschied, aßen vom Teller des anderen oder vögelten. Und immer, wenn uns so ein Ausrutscher passierte (alles war zu einfach, zu vertraut), fragte ich mich, ob wir die ganze Sache nicht einfach abblasen und als mehrmonatige schwierige Phase verbuchen sollten. Aber dann kam er eines Abends mit mehreren Kartons nach Hause, und wir mussten entscheiden, wem welche Platten gehörten und was aus dem Schrottssofa

werden sollte, das wir vor nicht mal einem Jahr gekauft hatten. Die Garantie auf das unbequemste Sofa der Welt hatte unsere Ehe überdauert.

Wir hatten es nicht kommen sehen, das beteuerten wir beide. Wir hatten keins dieser großen Probleme, die für gewöhnlich zu einer Trennung führen. Wir hatten ein paar kleinere, klar: Abgesehen davon, dass ich im Bett aß, war meine Stimme nicht für geschlossene Räume gemacht, außerdem hielt ich mich nicht an sein Kühlschranks-Ordnungssystem. Er war launisch und wollte, dass wir beide mit dem Joggen anfangen. Wir waren nicht wirklich unglücklich, eher unzufrieden ... bis wir dann plötzlich wahnsinnig unglücklich waren, nicht mehr miteinander lachen konnten, keinen Sex mehr hatten und der eine im Thairestaurant keine Bestellung aufgeben konnte, ohne dass der andere ihm einen Blick zuwarf, als wollte er fragen: *Wer bist du?* Wer war diese fremde Person, für die wir uns mit neunzehn beziehungsweise neunzehneinhalb entschieden hatten? Es war nicht unbedingt so, dass wir uns gegenseitig hassten, dennoch mussten wir uns fragen, ob wir für den Fall, dass der andere ohne Vorwarnung starb – eines natürlichen Todes vielleicht, oder durch einen schrecklichen Unfall, was natürlich nicht schön wäre, es wäre eine Tragödie, aber nur mal angenommen –, ob das Leben dann vielleicht einfacher wäre. Und eines Abends war mir beim Essen die Frage herausgerutscht: »Funktioniert das noch mit uns?« Keiner von uns hatte eine Antwort, und das war anscheinend Antwort genug.

Es hatte fast zehn Jahre lang funktioniert, oder wenigstens schien es so. Jon und ich hatten uns in der Uni kennengelernt und ineinander verliebt. Überraschenderweise erwies sich sein fröhlicher Nihilismus als die perfekte Ergänzung zu meiner grüblerischen Art. Anfangs waren wir nur befreundet (sehr wichtig, das sagen alle) und erlebten ein aufregendes promi-

kes erstes Jahr, bevor wir dann irgendwann im dritten Semester merkten, dass wir uns nicht nur gut verstanden, sondern auch irre geil aufeinander waren. Wir dockten an Mund und Genitalien an und ließen erst nach dem Studium wieder los. Wir teilten gewisse Vorlieben und brachten einander zum Lachen, und unsere Streitereien verliefen nicht dramatischer als die unserer gleichaltrigen Freunde. Wir unternahmen ein paar kleinere Reisen und stellten einander unseren Eltern vor. Am Ende zogen wir zusammen – wir kannten uns gerade lange genug, und keiner von uns beiden hätte sich eine eigene Wohnung leisten können. Eine Wand strichen wir mit Tafelfarbe. Es gab unpassende Geburtstagsgeschenke, kleinliche Eifersüchteleien und den einen oder anderen minder schweren Betrug, meistens aber Behaglichkeit und müheloses Einverständnis. Und nachdem wir sechs Jahre lang bewusst Zeit zu zweit verbracht, ein Haustier angeschafft und die Zubereitung einer anständigen Carbonara gelernt hatten, gab es für uns anscheinend nichts mehr zu tun. Jon fragte: »Was meinst du, Maggie?«, und ich sagte: »Ja, okay«, und dann heirateten wir. Weil alle anderen es taten und weil die Tatsache, dass nichts besonders schief lief, sich so anfühlte, als laufe alles genau richtig.

Offiziell verheiratet zu sein, hatte für mich immer etwas Surreales. Wenn ich im Gespräch mit anderen Menschen »mein Mann« sagte und sie die Augenbrauen hochzogen, dachte ich: Ja, genau, wie merkwürdig. Jon hingegen fand es kein bisschen merkwürdig. Nicht, dass er besonders romantisch veranlagt war, aber seine Eltern waren die letzten auf dieser Welt, die immer noch verliebt waren, und so besaß er überdurchschnittlich viel Vertrauen in die Institution Ehe. In seinen Augen war sie das natürliche Resultat einer längerfristigen Liebe. Als wir in unserem italienischen Billighotel in die Flitterwochensuite eincheckten, hatte die gesprächige amerikanische Rezeptionistin gekreischt: »O mein Gott, Sie sind ja eine richtige Kin-

derbraut!« Jon hatte gelacht, ich wurde seltsam verlegen. Das Ganze war irgendwie lächerlich. Kannte ich denn nicht die Statistiken? Glaubte ich wirklich, unsere Ehe würde halten, während so viele andere scheiterten? Vielleicht war mir die Situation auch deswegen so peinlich, weil ich es tatsächlich glaubte. Ich hätte meinem jüngeren Ich am liebsten auf die Schulter getippt und gesagt: Schätzchen, wenn es dir *jetzt schon* peinlich ist ...

Am ersten Morgen ohne ihn wachte ich weinend auf. Mein Kopfkissen war nass, aber statt es umzudrehen oder den Bezug zu wechseln, rollte ich mich zur Seite und plumpste zu Boden. *Selbst wenn wir alles so freundschaftlich wie möglich regeln*, dachte ich, *wird es einfach nur furchtbar sein*. Selbst wenn wir einen zivilisierten Umgang pflegten, niemals übereinander lästerten und keinen Sex mit dieser einen Person von der Arbeit hätten, auf die der andere immer so eifersüchtig gewesen war. Selbst wenn wir darauf verzichteten, rachsüchtig verführerische Fotos in den sozialen Medien zu posten oder exzessiv über unser aufregendes Singleleben zu twittern, würde es uns für die nächsten Jahre schlecht gehen, vielleicht sogar für immer. Wenigstens fühlte es sich in dem Moment so an.

Ich legte großen Wert auf eine einvernehmliche Trennung. Nachdem wir seine Sachen in den Kartons verstaut hatten, einigten wir uns darauf, einander wohlgesonnen zu bleiben und das zu ehren, was wir einander bedeuteten (oder bedeutet hatten). Wir einigten uns auf eine gemeinsame Sprachregelung für unseren Freundeskreis – »Wir haben uns auseinandergelebt«, was ebenso zutreffend war wie nichtssagend – und versprachen, den Kontakt zu halten, wenigstens in der ersten Zeit. Inzwischen war Jon seit vierundzwanzig Stunden weg, und wir hatten beide schon mehrere Nachrichten verschickt, meistens Abwandlungen von »Wie geht es dir?«, »Tut mir leid, dass es so gekommen ist« und »Hast du es deinen Eltern schon

gesagt?«. Ich konnte mir gut vorstellen, dass wir nach einer Weile zu der Sorte von Geschiedenen gehören würden, die zur Geburtstagsparty des jeweils anderen erscheinen, für eine höfliche Anzahl Drinks bleiben, den neuen Partner umarmen und sich vom Acker machen, bevor es unschön wird. Aber jetzt in dem Moment beschäftigte mich vor allem, wie sehr wir es vermasselt hatten, wie still die Wohnung ohne ihn war und wie wenig ich am Wochenende vorhatte.

Ich blieb bis nachmittags neben dem Bett liegen. Es fühlte sich nicht gut an, war aber anscheinend genau das, was man tat, wenn die eigene Ehe in die Brüche gegangen war. Im Film legen die meisten Leute sich nach einer Trennung auf den Boden, und dann betrinken sie sich, ziehen sich eigenhändig und am eleganten Schalkragen aus dem Tief heraus und lernen, sich selbst zu lieben, vorzugsweise in einem gemieteten Strandhaus, das einem charmanten, gutaussehenden Mann in der zweiten Lebenshälfte gehört, der erst seit kurzem verwitwet ist, und obwohl er seine verstorbene Frau natürlich immer noch liebt, sieht es danach aus, als wäre er langsam bereit, sich auf etwas Neues einzulassen, und als könntet ihr euch gegenseitig helfen, den seelischen Schmerz zu überwinden. Eine Scheidung im Film kommt nicht ohne Rosenkrieg und Anwälte aus, nicht zuletzt ist sie deswegen so schmerzhaft, weil die Kinder es den Eltern übel nehmen und man sich nicht entschließen kann, wer das Haus bekommt, das große, schöne Haus, das man jahrelang zusammen eingerichtet hat, in dem die gesamten Ersparnisse stecken und in dem man mehrere Kinder oder mindestens einen großen Hund aufgezogen hat. In den Filmen bist du Diane Lane (oder Keaton oder Kruger), eine schöne Diane mittleren Alters, die freiberuflich tätig ist und sich mit gutem Weißwein auskennt. Du bist nicht gezwungen, wochenlang mit deinem Ex unter einem Dach zu wohnen, weil du dir die renovierungsbedürftige Zweizimmerwohnung

allein nicht leisten kannst. In der Regel handelt es sich bei dem Paar im Film auch nicht um eine wissenschaftliche Mitarbeiterin und einen Werbetexter, deren größter finanzieller Aktivposten diese eine Freundin ist, die regelmäßig Gratis-handys von der Arbeit mitbringt. Und ganz bestimmt bist du keine Achtundzwanzigjährige, die Geburtstagspartys mit dem Dresscode »Jimmy-Buffett-Schlampen« plant.

Aber da war ich nun, in halber Bauchlage, und fragte in den Gruppenchat, wie viel ein Banner mit dem Aufdruck »Parrot-head Pussy« wohl kosten würde und ob ein Kuchen mit Tequilageschmack Clives Backkünste überstieg. Alle waren sich einig, dass er so etwas hinkriegen würde, mehr noch, er würde damit seinem Erzfeind eins auswischen, dem gutaussehenden Fernsehkoch, der neulich demonstriert hatte, wie man Maiskolben »kocht«. Amirah hatte einen Partybus mit abwischbaren Sitzen ausfindig gemacht. *Normalerweise wird er wohl weniger für Geburtstagsfeiern als für Gangbangs vermietet, aber er kostet fast hundert Dollar weniger als der andere ...* Lauren, das Geburtstagskind, schrieb zurück: *Vielleicht sollten wir es nicht zu kompliziert machen und das gesparte Geld für Alkohol ausgeben.* Alle waren ihrer Meinung.

Im Gruppenchat schrieben vier meiner engsten Freunde von der Uni mit: Amirah, eine fahrigere, hochemotionale Krankenpflegerin, die ich im Wohnheim kennengelernt hatte, Clive, ein großer, eleganter Schwuler, der sich wegen so banaler Angewohnheiten, wie Taxifahrten bar zu bezahlen, selbst als »chaotisch« beschrieb, und die beiden Laurens. Die eine Lauren war nah am Wasser gebaut, die andere behauptete, sie habe in ihrem ganzen Leben nur ein einziges Mal geweint, nämlich als McDonald's die Pizza von der Karte nahm. Der Einfachheit halber nannten wir Erstere die »emotionale Lauren«.

Ich hatte der Chatgruppe noch nicht gebeichtet, dass Jon ausgezogen war. Alle wussten, dass wir über eine Trennung

nachgedacht hatten und dass es in der letzten Zeit nicht so gut gelaufen war, aber nun konnte ich mich offenbar nicht dazu durchringen, die entscheidenden Worte – er ist weg – ins Handy zu tippen. Wahrscheinlich glaubte ein Teil von mir immer noch, wir würden trotz allem wieder zusammenkommen, trotz der Tatsache, dass er ausgezogen war. Ich konnte mir uns beide einfach nicht dauerhaft getrennt vorstellen. Bei wem sollte ich mich zukünftig über das langsame WLAN beschweren? Wer würde ihn an den Geburtstag seiner Mutter erinnern? Von wem sollte ich mir meine vielen kleinen Alltagsentscheidungen absegnen lassen? Und was war mit den Sonntagen, was würden wir sonntags *tun*? Ich stellte es mir so vor, dass er irgendwann zurückkam. Wir würden beide sagen: »War echt anstrengend, ha, ha«, uns anschließend bekiffen und *Das große Backen* anschauen, eine Sendung, die nach meiner Einschätzung gut sechzig Prozent aller Ehen zusammenhält.

Ich hatte es ihnen auch deswegen noch nicht gebeichtet, weil ich mir so unglaublich dumm vorkam. Es ist einfach zu beschämend, seine Hochzeit groß zu feiern und sich so kurz darauf wieder scheiden zu lassen. Unsere Beziehung hatte länger gedauert als unsere Ehe, viel länger sogar. Na und? Dass der große Tag, an dem man im Mittelpunkt steht und alle zum denkwürdigen Augenblick gratulieren, dieser Bis-dass-der-Tod-euch-scheidet-Tag, für den man aufwändige Vorbereitungen, Kämpfe mit der Familie und der Sitzordnung in Kauf genommen und Tausende von Dollar bezahlt hatte, am Ende nicht mehr war als ein sehr teures Tinder-Fotoshooting für alle Singles im Freundeskreis – das ist ... nun ja, suboptimal. Und du selbst kannst die Fotos nicht einmal für Tinder benutzen, erstens weil du keine Ahnung hast, wie Tinder funktioniert, und zweitens weil du auf allen ein Hochzeitskleid trägst.

Anstatt eine Beichte abzulegen, zog ich eine Show ab. Ich erzählte Geschichten von den lustigen Hunden, die ich getrof-

fen hatte, und von dem Check-up neulich, bei dem ich der Ärztin Märchen über meinen gesunden und aktiven Lebensstil erzählt hatte, während sie verwundert den orangeroten Bereich der BMI-Tabelle auf ihrem Klemmbrett betrachtete. *Oje, Maggie hat mit BMI angefangen*, schrieb Lauren, *wir werden heute Nacht noch hier sitzen*. Clive erzählte, er habe vor kurzem beschlossen, dass das Kürzel eigentlich für »Beautiful-Man-Index« stehe, was einleuchtete, schließlich war sein Wert ziemlich hoch. Die emotionale Lauren berichtete von einem neuen Podcast, der unser Leben verändern werde. Amirah schickte einen Link zu einem Video von diebischen Möwen und trat damit eine Diskussion über kriminelle Wassertiere los. Wir zogen über gemeinsame Bekannte her und jammerten leidenschaftlich über die Ungerechtigkeit der Welt und das verlogene Social-Media-Profil eines Möchtegern-Promis der Torontoer Szene.

Irgendwann würde ich es ihnen sagen müssen, so viel war klar, aber ich wollte auf den richtigen Zeitpunkt warten. Ich würde mich ihren Fragen erst stellen, wenn ich selbst ein paar Antworten hatte. War ich bereit für das Leben als Single? Wo sollte ich wohnen? Wie würde ich mit dem Geld auskommen? Ich hatte ein bisschen was zurückgelegt, klar, aber Jon hatte viel mehr Geld – durch seinen Job, seine Familie, seine klugen Finanzstrategien. Er wusste, wie man Geld spart und anlegt, und dass man das langersehnte Freiberuflerhonorar nicht gleich wieder für gewagte Crop-Tops oder Delikatesskatzenfutter ausgibt. Er hatte einen Teil meiner Miete übernommen sowie alle Einkäufe, und wenn wir Urlaub machten, bezahlte er alles außer meinem Flug, den ich bezahlen »durfte«, wie ein Kind nach dem Thanksgiving-Essen beim Tellerabräumen helfen »darf«. Ein paar Wochen vor unserer Hochzeit hatte ich gewitzelt, dass es langsam Zeit würde für einen Ehevertrag. Was, wenn wir uns trennten und er die Hälfte von allem

beanspruchte? Woraufhin er antwortete, ich könne die achtzig Dollar gern behalten. (Bis vor kurzem war das eine lustige Anekdote gewesen.)

Tage vergingen, und ich spukte herum wie eine umgekehrte Miss Havisham. Ziellos schlich ich von einem Zimmer ins andere, und während ich mich in der stillen, leeren – na ja, halb leeren – Wohnung umsah, wurde mir bewusst, dass meinem Mann (»Exmann«) der Fernseher, die Bilder an den Wänden und die Küchenstühle gehört hatten, und auch das Ding, auf das wir unsere Füße legten, wenn wir auf dem abscheulichen Sofa saßen. Ehrlich gesagt gehörte fast alles in der Wohnung ihm. Obwohl ich ihn aufgefordert hatte, sein Eigentum mitzunehmen, hatte er vieles davon zurückgelassen, und jetzt war die Wohnung zwar funktional, aber seltsam lückenhaft eingerichtet. Es gab einen zu großen Kleiderschrank ohne Schuhregal, eine Besteckschublade ohne große Messer und einen Küchentisch ohne Sitzgelegenheit. Ich ließ mich auf das unerträglich harte Sofa fallen, stellte meinen Drink dort auf den Boden, wo vorher der Barwagen gestanden hatte, und weinte mir die Äuglein aus.

Ich wusste nicht, an wen ich mich wenden, woran ich denken oder wie ich meine Zeit verbringen sollte. Jeder einzelne Gegenstand schien vor Erinnerungen nur so zu triefen. Der Toaster war ein Hochzeitsgeschenk, also aß ich das Brot bei Zimmertemperatur. Weil der Anblick der Kühlschrankschranktür – Quittungen, Einkaufszettel, Hinweise zur richtigen Lagerung von Bananen und Eiern, Pläne zur Anschaffung eines Fahrradschlösses – zu schmerzhaft war, trank ich meinen Kaffee ohne Milch. Das eingerahmte Foto im Badezimmer klebte ich mit einem Blatt Papier ab. Ich war noch nicht bereit, es herunterzunehmen, doch ansehen wollte ich es auch nicht. Ein von unserer Verlobungsfeier übriggebliebenes Banner glitzerte ein-

sam über der freien Fläche, an der zuvor ein Bild von Jon gehangen hatte. LÜCKWUNSCH, stand da in goldenen Lettern. Das G war irgendwann heruntergefallen, aber wir hatten das Banner trotzdem behalten, irgendwie fanden wir es so noch besser. Es jetzt zu sehen, war unfassbar deprimierend.

Doch ich machte auch ein paar positive Entdeckungen: Nun, da ich nicht mehr gezwungen war, unsere beiden Einrichtungsstile in Einklang zu bringen, konnte ich mir eingestehen, dass ich fast keins der Objekte mochte, die mein Mann in die Wohnung mitgebracht hatte. Alle Sachen, bei denen ich gedacht hatte, *das müssen wir irgendwann mal ersetzen*, gehörten ihm oder waren ein Kompromiss, wobei wir Kompromiss als »ein Objekt, das wir beide gleichermaßen hässlich finden« definiert hatten. Und nun waren die meisten dieser Gegenstände verschwunden. Meine wenigen Besitztümer ließen die Wohnung fast ärmlich erscheinen. Ich hatte keine großen Badetücher mehr, doch immerhin waren die Wände jetzt frei von Konzertplakaten, in der Küche standen keine Schnapsgläser mit Werbung mehr herum, und im Bad lag keine leicht angeschimmelte Holzmatte, die er einmal bekiffte bei eBay bestellt hatte. Plötzlich hatte ich jede Menge Platz für meinen Kleinkram. Ich konnte die Duftkerze anzünden, die laut Jon »irgendwie komisch« roch, und Popmusik aus den Neunzigern hören, die er dumm und einfallslos fand. Aber natürlich reichten eine Tabak-Wacholder-Duftkerze und die Backstreet Boys nicht an das Gefühl heran, geliebt zu werden.

Alle Artikel und Foren, auf die ich durch verbissenes Googeln gestoßen war (Scheidungstipps; junge Ehe gescheitert; zum ersten Mal allein), hatten mich auf die Schlaflosigkeit vorbereitet, trotzdem war mir nicht klar gewesen, wie lang so eine Nacht sich anfühlen konnte. Eine weitere Überraschung war die Tatsache, dass ich weiterhin Essen runterbekam. Man hatte mir immer weismachen wollen, dass Liebeskummer den